

Peter Konwitschny: Inszenieren ist wie Liebe ...

Überraschend wenig IBSler fanden am Abend des 27. März den Weg zum Hotel Eden Wolff, um den Regisseur des Münchner *Parsifal* live zu erleben. Um es vorwegzunehmen: Für den Autor dieses Berichtes stellte dieser Abend einen Glanzpunkt dar, denn das Gespräch mit dem überaus sympathischen Leipziger verlief in heiterer, entspannter Atmosphäre und war zudem höchst interessant, was das Publikum zum offenen Meinungsaustausch anregte. Monika Beyerle-Scheller moderierte den Abend.

Peter Konwitschny wurde im Januar 1945 in Frankfurt am Main als Sohn musikalischer Eltern geboren: sein Vater war der berühmte Dirigent Franz Konwitschny, seine Mutter sang in Freiburg sehr erfolgreich leichtere Rollen wie Ännchen im *Freischütz*. Im Alter von drei Jahren übersiedelte unser Gast mit der Familie nach Leipzig, wo sein Vater ein Engagement am Gewandhaus annahm. Berühmte Instrumentalisten gingen im Hause ein und aus, wie z.B. David Oistrach und Yehudi Menuhin, an denen Peter Konwitschny vor allem das musikantische Talent schätzte.

Damals war es sein größter Wunsch, wie sein Vater Dirigent zu werden. Als sich Franz Konwitschny scheiden ließ (Peter war gerade 13 Jahre alt), beschloß der Filius, das Üben am Klavier einzustellen. Dies rächte sich, als er mit 17 bei der Aufnahmeprüfung für Dirigenten an der Hochschule in Leipzig vom Blatt spielen sollte und nicht konnte. Bei einem neuerlichen Versuch in Berlin widerfuhr ihm das gleiche.

Nach einem Ausflug in die Mathematik arbeitete er 2 Jahre als Praktikant an der Berliner Staatsoper. Auch der dritte Anlauf in Richtung Dirigentenlaufbahn schlug fehl, und er wurde gefragt, ob er nicht Regie studieren wolle. Obwohl er zwischenzeitlich diesen Beruf als Zumutung empfand, schloß er dieses Studium schließlich mit Auszeichnung ab.

Während der Studienzeit praktizierte Konwitschny u.a. bei Felsenstein, dem Begründer der neuen Re-

gietradition, der die Zusammenhänge mit existentiellen Problemen in der Oper aufzeigte. Ein Opernsänger müsse eben nicht teilnahmslos in der Gegend herumstehen. Ein weiteres Praktikum bei Ruth Berghaus war geplant, diese wurde allerdings nach dem Tode von Helene Weigel (der Gattin von Bertolt Brecht) ans Berliner Ensemble berufen. So kam es, daß Peter Konwitschny zwar vier Theaterstücke mit Ruth Berghaus erarbeitete, allerdings nie Oper. Für sie spielte

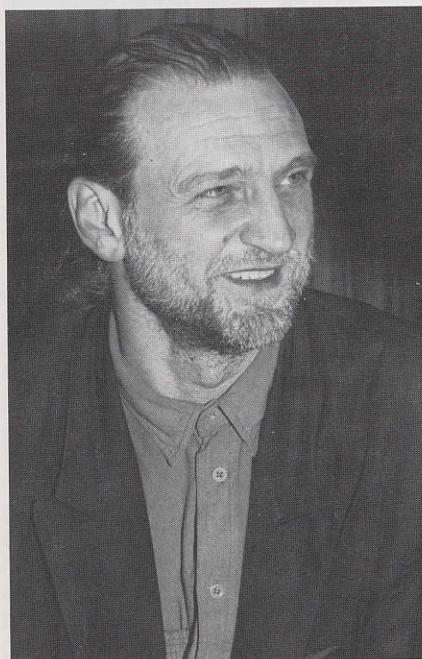


Foto: K. Katheder

immer eine besondere Rolle, daß die Aufführung ein Geheimnis, ein Rätsel in sich birgt. In der Zeit beim Berliner Ensemble lernte Konwitschny seinen dritten Mentor kennen, Heiner Müller, „... der sprachgewaltigste deutsche Dramatiker nach Brecht.“ Dessen Ästhetik sei eine andere gewesen, nicht so illusionistisch wie bei Felsenstein.

1981 inszenierte Konwitschny *Gräfin Mariza* in Greifswald. Er beließ sie ungestrichen („... die Autoren haben sich schließlich etwas dabei gedacht!“), was eine 4-stündige Aufführung zur Folge hatte. Das Genre empfindet der Regisseur als Nebensache: ob Operette, Schauspiel oder Oper, überall gebe es

(unerfüllte) Wünsche und Probleme.

Mitte der achtziger Jahre wurde Konwitschny (nach einigen Jahren an der „Peripherie“ in Rostock, Altenburg und Anklam etwas mehr akzeptiert) in die Händel-Stadt Halle gerufen, und in der Folge belebte er die etwas eingeschlafene Tradition jedes Jahr mit einer neuen Inszenierung.

Befragt nach seiner Meinung zur Zukunft des Theaters meinte Konwitschny, mit jeder Schließung eines Theaters erhöhe sich die Barbarisierung der Gesellschaft. Er zog dabei Vergleiche zur griechischen Theaterkultur heran: hier kannte jeder Zuschauer die Geschichte, die Dichter beleuchteten die Themen aus verschiedenen Blickwinkeln. Und welche Gefühle empfindet Konwitschny bei der Arbeit an einer neuen Inszenierung? „*Inszenieren ist wie eine Liebesbeziehung: Man wächst miteinander.*“

Einen zentralen Punkt des Gespräches bildete die letztjährige Neuinszenierung des *Parsifal*. Konwitschny erklärte sehr schlüssig, daß sich (fast) alle Motive dieses Werkes aus den ersten 5 Takten des Vorspiels ableiten, und verteidigte seine Sichtweise des Grals in der Person Kundrrys. Es kann seiner Meinung nach keine Erlösung am Ende des dritten Aktes geben, das musikalische Motiv werde nicht aufgelöst. Die Männergesellschaft der Gralsritter sei in dem Glauben, ohne Frauen überleben zu können, zum Scheitern verurteilt, wie jedes Unternehmen, das von verdrehten Grundvoraussetzungen ausgehe. Auch gebe es (wie in allen Inszenierungen Konwitschnys) nicht auf der einen Seite die Guten und auf der anderen die Bösen - so läßt sich auch die Ähnlichkeit Klingsors mit Amfortas erklären.

Der Abend endete mit dem Versprechen des Regisseurs, den IBS einige Tage vor der Premiere von *Tristan und Isolde* 1998 zu besuchen und seine Arbeit zu erläutern. Wir nehmen Sie beim Wort, Herr Konwitschny!

Stefan Rauch